

Dortmunder Tageblatt

Ersteinst täglich
mit Ausnahme der Sonntage und gesetzl. Feiertage.

Abonnementspreis
frei ins Haus, mit der täglichen Unterhaltungsbeilage
und dem beiliegenden illustrierten Sonntagsblatt 15 Pfg.
pro Monat, durch die Post bezogen für 3 Monate 1.50 Mk.

Notationsdruck und Verlag, sowie für die Inserate
verantwortlich: Viktor Schöner, Dortmund.

verbunden mit dem
Lokal-Anzeiger für Dortmund u.örde

und der täglichen Unterhaltungsbeilage

sowie der illustrierten Sonntagsbeilage.

Erpedition: Dortmund, Brinzenstraße 9-11. — Fernsprech-Anschluß Nr. 3299.

Dortmund, Mittwoch, den 2. Februar 1910.

| 27. Jahrg.

Nr. 27.

Erstes Blatt.

Das Zentrum auf krummen Wegen.

Dortmund, 2. Februar.

Das Zentrum hat sich immer so angeliegt, als wenn es der zuverlässigste Freund des Reichstagswahlrechts aus für die Einzelstaaten sei. Wir haben seinen Versicherungen nie so recht getraut. Die Erfahrung lehrt, daß wir mit unserem Mißtrauen recht hatten. Das Zentrum denkt gar nicht daran, das Reichstagswahlrecht auf Preußen zu übertragen, weil nun weiß das den preussischen Junkern nicht paßt. Der freisinnigste Abgeordnete Abg. Freyher v. Redlich und der, der immer eine feine Bitterung für das hat, was sich in Regierungskreisen und im Parlament abspielt, hat in einem Artikel über die preussische Wahlreform im „Tag“ aus der Schule geplatzt und verraten, daß geheime Absmachungen zwischen Zentrum und Konservativen in der Wahlrechtsfrage getroffen sind. Abg. Freyher v. Redlich, der, wie hervorgehoben sein möge, ein Freund der geheimen Wahl ist, führt u. a. im „Tag“ aus:

In der Sache selbst bin ich nachgerade zu der festen Überzeugung gelangt, daß das Zentrum das für sorgen wird, keine der konservativen unannehmliche Änderung unseres Wahlrechts zustande kommen zu lassen. Da die konservativen die geheime Stimmabgabe für unannehmbar erachten, heißt das mit anderen Worten: das Zentrum wird dafür sorgen, daß die Wahlreform unter Verbeugung der öffentlichen Stimmabgabe oder gar nicht zustande kommt.

Zu diesem Ziele führen verschiedene Wege. Man kann die Frage gleich in der Kommission verknäueln lassen. Etwas Ähnliches scheint tatsächlich erwogen zu werden. Man spricht davon, daß noch weitere tatsächliche Unterlagen als die bekannte Wahlrechtsfrage zu fordern seien, und meint, daß weil die Erfüllung dieser Forderungen längere Zeit erfordert, die Session alsbald geschlossen werden würde. Wenn man aber meint, daß diesmal die Wahlreform als calendae graecas verlaget sei, so dürfte man die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben. Die Regierung kann angesichts der Thronrede von 1908, ohne ihr Ansehen auf das schwerste zu gefährden, gar nicht anders, als wenn die Wahlreform in dieser Session nicht mehr unter Dach kommt, damit den Landtag im Herbst wieder zu besetzen. Ob unter diesen Umständen gegebenenfalls der Landtag nicht besser zu vertragen als zu schließen sein würde, ist eine Frage für sich.

Weiter kann dafür gesorgt werden, daß der Antrag auf Übergang zur geheimen Wahl von vornherein abgelehnt wird. Bei der knappen Mehrheit für die geheime Wahl genügt hierzu die Abstimmung der konservativen Stimmen. Man kann ferner zwar die geheime Wahl in die Vorlage einschalten lassen, dann aber deren Ablehnung im ganzen herbeiführen. Das läßt sich unschwer erreichen, indem sich ein ausreichend starker Teil des Zentrums als unentwegter Parteigänger des

Reichswahlrechts ausspielt und die Parole „Alles oder nichts“ ausstößt. Endlich kann man in der Überzeugung, daß das Herrenhaus für die geheime Wahl nicht zu haben ist, diesem deren Verzichtung überlassen, die Entscheidung bis zur Rückkehr der geänderten Vorlage an das Abgeordnetenhaus verschieben und sich dann entweder dem Herrenhaus fügen oder durch Verhinderung übereinstimmender Beschlüsse beider Häuser die Verabschiedung der Wahlreform unmöglich machen. Welcher Weg gewählt werden wird, ist mit Sicherheit nicht vorherzusehen. Dabei sprechen taktische Rücksichten das entscheidende Wort. Ganz sicher aber erscheint es, daß einer dieser Wege, vielleicht mit der einen oder anderen Variante beschritten werden wird. Die konservativen Elemente entente cordiale bedeutet mithin nichts weniger als die Beseitigung jeder Chance für den Übergang zur geheimen Wahl bei dem jetzt von der Regierung in Angriff genommenen Reformplan. Dem wird zwar zunächst eifrig widerprochen werden, aber der Ausgang wird mir sicher recht geben.

Wir stimmen dem Verl. Tagebl. zu, wenn es der Überzeugung Ausdruck gibt, daß das Zentrum dieses frivole Spiel mit dem wichtigsten Volksrecht spielen wird, aber auch, daß sich Niemand durch die jesuitische Taktik des Zentrums täuschen lassen wird. Das Zentrum hat sich durch seine unaussprechbare Verbindung mit der preussischen Junkerpartei als eine volksfeindliche Partei vor aller Welt offenbart und wird die Wahlreform und die Verneuerung der Volksrechte den Junkern zuliebe durch allerlei Schliche verhindern. Doch das Volk wird sich durch solche Worte und geschickte Verdröngungen nicht wieder über den Löffel barbieieren und einermöglichen, wie bei der Finanzreform, befähigen lassen. Auch die Freis. Btg. hält die Versicherungen des Abg. Freyher v. Redlich über die Entente cordiale von Konservativen und Zentrum bei der Wahlrechtsfrage für guttrefend, zumal sie die innere Wahrscheinlichkeit für sich haben, und fügt hinzu: „Es ist längst bekannt, daß das Zentrum seine Anträge auf Einführung des Reichswahlrechts in Preußen nur gestellt hat, um seine Wähler aus der Arbeiterfraktion zu beruhigen. In Wirklichkeit denkt aber die Zentrumsfraktion des Abgeordnetenhauses, in der die feudalen Herren noch weit mehr als in der Reichstagsfraktion den Ausschlag geben, nicht daran, mit ihren Forderungen Ernst zu machen. Man kann sicher sein, daß bei den bevorstehenden Wahlrechtsverhandlungen die Zentrumsredner wieder die ergöglichsten Sprünge machen werden.“ Noch derber und deutlicher äußert sich die Verl. Volksztg.: „Jede Reform des preussischen Wahlrechts, der die geheime Abstimmung fehlt, bedeutet natürlich die bössartige Karikatur einer Verbesserung des Wahlrechts. Danach ist das volksverräterische Treiben des Zentrums zu beurteilen. Die gängliche Verlogenheit des Zentrumswahlspruchs, für Wahrheit, Freiheit und Recht ist niemals drastischer gekennzeichnet worden als jetzt. Nur die un-reiflichen politischen Kinder, nur die ganz dummen Laien sind durch das fromme Augenverdröhen und die gleichnerische Volksfreundlichkeitsspielerei des Zen-

trums noch blenden. Die Wahlrechtsreform ist der letzte und beste Prüfling dafür, ob man es bei den „Heiligen“ noch mit einem Funken von politischer Ehrlichkeit zu tun hat, oder ob sie sich nicht ent-schieden, sich als politische Gaukler schamlos ausgeben entlarven zu lassen.“

Deutsches Reich.

Schnuffhaken.

In der antisemitischen Staatsbürgerg. lesen wir nachstehenden Herzenserguß:

Eine Enkelin Albert Tragers, so war kürzlich zu lesen, Fräulein Ida Lewin, hat sich mit dem Oberleutnant Theodor a. r. Ende vom Infanterie-Regiment Reich (1. Oberpfälzisches Nr. 22), dem Sohne des Generals am Ende, ver-mählt.

Sind diese „distinguierten Kreise“, Honoratioren“ und „Hofjungen“ nicht schon selbst um ihrer selbst wegen nicht bloß verpflichtet, sondern gra-dazu gezwungen, dem im Durchschnitt staatsfeindlichen Judentum entgegenzutreten? Kommt der Volksstuhlbauer zurzeit auch noch schwerer in das Offizierskorps, die Wächter des Reiches? Welche Verurteilung am deutschen Volke und Vaterland!

Was heißt und wo bleibt da noch Standesbese, Ritteradel und deutsches Hochgefühl? Das blende gleichnerische Gold aber demokratisiert! „Mache Geld, wenn du kannst, auf eheliche Weise, aber Geld mache auf alle Fälle!“ Das ist der Wahlspruch des jüdischen Volkes, des semitischen Welkes und Blutes! Das semitische Blut aber über-wiegt bei Mischlingen in hohem Maße.

Doch nur des schönen Mammons wegen fin-den immer häufiger eheliche Verbindungen zwischen hohen und höchsten Offizieren und Jüdinnen statt. Ist die Jüdin auch — aus welchen Gründen immer — getauft, der Offizier sollte wissen, daß im Blute die Gefahr für unser Volk liegt! Ein Offizier, der so wenig Verantwortungsgefühl und so wenig Empfinden seinem Volke und Vaterlande bezeugt, kann keinen hohen Grad von Selbstbewußt-sein und Achtung vor seinem Stande haben. Er drückt auch bewußt oder unbewußt die Achtung des Volkes vor dem ehrenreichen Offiziersstand her-ab. Wohin führt du uns, deutscher Adel? Ehrlicher deutscher Adel, wo bist du?

Die „Welt am Montag“ bemerkt mit Recht dazu: Welcher Grad sittlichen Tiefstandes gehört dazu, ge-und ein paar Menschenkinder, die sich gerade ge-funden haben, dadurch zu beschwören, daß man an den höchst persönlichen Vorgang ihrer Verlobung der-art unanständige Bemerkungen knüpft! Das bringen wahrhaftig nur die Leute fertig, die Deutschum, Mo-ral und Christentum in Erbschaft genommen haben. Alle andere Menschen müssen sich, wenn sie solches Zeug lesen, die Nase zupacken und sich mit einem kräftigen „Pfui Teufel“ erheitern.

Änderung der Wahlkreiseinteilung.

Änderungen der Wahlkreiseinteilung soll angeblich die Wahlrechtsvorlage der preussischen Regierung auch bringen. Wie die Magb. Ztg. erfährt, wird die ganze

Inserate
die 4spaltige Kolonelle oder deren Raum 25 Pfg.

Reklamen
die 4spaltige Zeile oder deren Raum 60 Pfg.
Reklamen nach Uebereinkunft.
Bei umfangreicher Werbetätigkeit der Inserationsgebühren durch
Klage oder Kontostoreffekten wird der Rabatt pünktlich.
Für Aufnahme von Inseraten an bestimmt vorgeschriebenen
Tagen übernehmen wir keine Garantie.

Für die Redaktion verantwortlich:
Max Sonnemann, Dortmund.

Änderung hauptsächlich in der Verpflegung einiger
großer Wahlkreise des Westens bestehen. — Also eine
Bildwert und Stämperel.

Fakultative Feuerbestattung in Preußen.

Für die fakultative Feuerbestattung in Preußen ist
nunmehr, wie aus guter Quelle verlautet, der bekannt-
lich schon seit längerer Zeit in Vorbereitung befind-
liche Gesetzentwurf fertiggestellt und er soll noch in
dieser Session dem Abgeordnetenhaus unterbreitet wer-
den. — Es ist aber auch endlich Zeit.

Das „Telephongehemnis“.

Die Zustizkommission des Reichstages beschloß
heute die Ausdehnung des Paragr. 153 des Sira.
G.-B. betreffend Verletzung des Telephongehem-
nisses auch auf das Telephon.

Gouverneur von Schuckmann.

Herr von Schuckmann, der Gouverneur von Deutsch-
Südwestafrika, hat nun Krankheitsurlaub eingereicht.
Dieser Urlaub scheint mit seinem baldigen Rücktritt stark
zusammen zu hängen. Herr von Schuckmann, der nach
altem patriarchalischem System alles zu „regieren“ und
ordnen glaubt, ist von großem Machtgefühl erfüllt und
hat sich in seiner Würde um das Reichskolonialamt we-



Gouverneur von Schuckmann

nig gekümmert. Herr Dernburg hielt dieses System
bei seiner letzten Afrika-Reise für reformbedürftig und
hat nach seiner Rückkehr nach Berlin Reformen gefor-
dert. Die Antwort darauf scheint das Urlaubsgesuch
zu sein. Zuguterletzt hat der kürzlich aus seiner un-
bekannten Dunkelheit hervorgetretene Bürgermeis-ter von
der Luderichsbuch, Kreplin, viel dazu beigetragen, den
Krankheitsurlaub zu beschleunigen.

Zur Frage der Schiffsabgaben.

Schreibt das Dresdener Journal, daß die schiffliche Rezi-
rung an dem ablehnenden Standpunkte bei den bevor-
stehenden Beratungen in Berlin festgehalten werde.
Das amtliche Blatt fährt dann fort, „Die schiffliche Re-
gierung ist hernauf entschlossen, gestützt auf das gute
Recht und getragen von der Zustimmung des ganzen Lan-
des, im Belustigen des Wertes, der in Frage stehenden

Die Kinder des Sträflings.

Roman von A. Sinowka.

11

Früher, als ich jünger war, tat ich es, aber jetzt
ist mein Arbeitsgebiet zu weit, als daß ich Zeit da-
für übrig hätte. Da muß man es gehen lassen, wie
es geht. Wenn aber nachher Menschen verunglücken, dann
wird es doch dem Herrn zur Last gelegt.“ Und der Mann
kaut aus tiefer Brust: „von allen Seiten gibt das Echo
den Senker wieder.“

Man ist in diesen in einen anderen Schacht gelangt.
Aus dem eine Anzahl überfornener Leuten in den tiefsten
Teil des Bergwerks führen. Hier arbeiten einige Män-
ner mit Schaufeln und mit ihren Händen sieht Gregor
und redet eifrig mit ihnen.

„Ich werde von morgen an den Aufseher vertreten“,
sagt er, als er seines Vaters ansichtig wird. „Ich habe
den Vorgesetzten mit den Leuten deswegen verabredet.“
„Na!“ macht Herr Sinowka verblüfft. „Du... Du
wirst morgen schon so feil aus den Federn heraus
...?“

„Ja, wenn Du erlaubst, Papa“, erwidert der junge
Mann zu Boden sehend, mit einer gewissen Verlegen-
heit. „Ich habe nämlich eine hübsche Streichhölzer-
und eine Pfeife im Schacht liegen gefunden und da das
doch verboten ist, in den Minen zu rauchen und wie-
derholt Unfälle dabei geschehen ist, so...“ er stockt
und trampelt nervös die Hände zusammen.

„Sehr anerkennenswert, daß Du das bemerkt hast!“
lobt sein Vater ironisch. „Ich will Dir bei Deinem Un-
ternehmen nicht hinderlich sein, aber hast Du auch be-
achtet, mein Vetter, daß die Toilette hier im Schacht Scha-
den leiden könnte? Und mit unvorhersehbarer Verach-
tung freit sich ein Wind das jählich gestaute Heud und
das prunkende, goldene Halsband des Sohnes.“
„Gregor! Esmeronowitsch wird sich dazu selbstverständ-
lich nichts anmerken“, wirt Doras ein.

„Gewiß, gewiß werde ich das“, bestärkt der junge
Mann. „In den Wägen kann ich mich ja umklei-
den.“

Herr Sinowka nickt. Er ist plötzlich sehr aufgeräumt
geworden und läßt ein paar mal ganz unnotig, aber
nicht in seiner gewohnten, kurzen Art, sondern heiter,

wie jeder andere Mensch. Seine gute Laune äußert sich
auch darin, daß er Dora ein paar große Grinsen schenkt.
„Betrachten Sie sich die Silberbären, Dora Be-
tröwna“, sagt er. „Wenn Sie das Erz in unseren Hö-
fen ausschmelzen lassen, bekommen Sie Silber im Ver-
trag von mindestens dreißig Rubel. Geben Sie es mor-
gen nur gleich im Hofhofen ab. Ich lasse das Silber
dann wiegen und zahle Ihnen den Wert in barem aus.“
Dreißig Rubel! Solch eine Summe Geldes hat man
ihr zum Geschenk gemacht, ganz unerwartet, ohne daß
sie einen Gegenstand zu leisten brauchte. Ihr schwindelt
es und sie muß an sich halten, um ihren Jubel nicht
laut heraus zu schreien. Was ist das nur für eine her-
liche Stelle, die sie hier gefunden hat. Hobses Gehalt
und noch dazu Geschenke an Kleibern und Geld... so viel,
daß sie ihr Gehalt überhaupt nicht anzureichen braucht.
Wenn das so fortgeht, kehrt sie dereinst mit einem net-
ten, kleinen Vermögen nach Europa zurück.

Als Dora aber ihren Dant stammeln will, meint Herr
Sinowka scherzend: „Sie müssen sich doch eine Aussteuer
zusammensparen, Dora Be-tröwna. Wir haben hier in
der Umgegend ein paar flotte, hübsche Herren, die sich
solch ein fremdländisches Tuschchen mit dem Goldträn-
chen auf dem Kopf gern einfangen werden.“

„Goldtränchen? Wieso das?“ fragt Dora, um nur
ihre Befangenheit zu verbergen. Herr Sinowka aber zeigt
lächelnd auf ihre biden, goldblonden Zöpfe, die, hoch
auf dem Scheitel aufgesteckt, tatsächlich einer Krone
gleichsehen.

Es ist bereits Abend, als man aus den Minen her-
auskommt. Ein heftiges Schneegestöber erfüllt die Luft
und der Wind, der sich inzwischen noch verstärkt hat,
treibt den drei Personen Floden hart und schwer, wie
Eis, ins Gesicht. Dora schauert ein paar mal zusammen
und zieht sich ihr Jackett fest um den Oberkörper.

Wenn wir zu Hause sind, müssen Sie sofort ins
Bett, Kind“, sagt Sinowka. „Zuerst die nasse Luft in
den Schächten und jetzt dieses Wetter... das ist nichts für
eine verzärtelte Europäerin.“

„Ich bin nicht verzärtelt“, widerspricht das Mädchen.
„Einmal, Sie geben zu Bett. Das Essen können Sie
sich hinaufbringen lassen und wenn die Kinder zu Ihnen
kommen, lassen Sie einfach fort.“

„Ach nein“, blüht Dora lässlich. „Woher das? Was

soll mir denn das schaden, wenn die Kinder bei mir sind?
Bitte, bitte, lassen Sie die Kinder mit mir essen.“
Er schüttelt verunruhigt den Kopf. „Weinetwegen
mögen Sie bei Ihnen sein. Ich dachte doch nur, daß Sie
Ihnen lästig wären. Lidia mag sie nicht zehn Minuten
um sich haben.“

„Aber sie sind mir nicht lästig“, versichert Dora eifrig;
„Sie sind ja so lieb und so artig.“
„Nur ja? Im! Es ist ja allerdings richtig, daß Sie
seit Ihrer Anwesenheit im Hause verändert sind... viel
manischer und gehorsamer. Weiß der Himmel, was
Sie mit ihnen gemacht haben! Sie sind eine kleine Wau-
berin, Dora Be-tröwna.“

Daheim angelangt, begrüßt sich Dora sofort geforsam
zu Bett. Die Kinder sind glücklich, weil sie oben bei
ihren Eltern dürfen. Es ist ihnen das etwas Neues und
erfreut ihnen fast wie ein Fest. Als die junge Wonne
mit ihren Zöglingen eben im besten Plaudern ist, geht
die Türe auf und Julius tritt herein.

„Dora...“ ruft er ihr entgegen, „was sagst Du dazu,
daß Fräulein Sinowka die nämlche ist, für die ich den
Schlitten mieten mußte? Denn Dir nur...“

„Still doch!“ macht Dora, auf die kleinen Mädchen
sehend, die neugierig auf Julius blicken.
„Ach Torheit! Die verstehen ja noch fast kein deut-
sches Wort. Also deut Dir, als ich im Bureau war, gleich,
nachdem Ihr fort wart, öffnet sich die Türe und Sie
tritt ein. Ich erkannte Sie natürlich im ersten Moment,
denn solche Augen gibt's nicht zum zweitenmal auf der
Welt. Und nun sagte Sie, daß Sie von meinem Gierlein
wußte, daß Sie mich bereits am Morgen gesehen und
daß Sie käme, um mich zu bitten, ich möchte ihren Eltern
nicht verraten, daß ich ihr schon begegnet wäre. Ich
mußte ihr mein Ehrenwort darauf geben. Als ob das
nötig gewesen wäre. Ein anständiger Mann verrät doch
keine Dame.“

Dora amüsiert sich im Stillen über den Bruder, der
sich bei den letzten Worten in die Brust geworfen hat
und sich offenbar als Ritter ohne Furcht und Tadel
füßt. „Hat Sie Dir auch erzählt, wozu Sie den Schlitten
brauchte?“ forcht sie spöttisch.

„Sie hat mir gesagt, daß es eine Sache wäre, von
der mehr als ihr Leben abhänge und daß ich deswegen
für Mitternachten gegen Sie zu gehen brauchte“, versichert

Julius mit glühendem Eifer. „Das war mir natürlich
genug. Uebrigens hätte es auch keiner solchen Verleser-
ung ihrerseits bedurft, denn daß hinter diesen eben
lügen nur hohe und reine Gedanken wohnen können,
sieht man ja.“

„Natürlich!“ macht die Schwester ironisch.
„Er nimmt ihren Ton jedoch sehr übel.“ „So hältst
Du sie auch jetzt noch für eine Nihilistin?“ fragt er he-
tig.

„Nihilisten sind meist Fanatiker, mein Vetter, und
Fanatiker bilden sich bekanntlich oft ein, daß sie nur ho-
hen und reinen Zielen nachstreben.“

„Was Du klug bist!“ unterbricht er sie ägerlich. „Ich
sage Dir, Sie ist keine Nihilistin...“

„Habe ich das denn schon behauptet, daß ich Sie
basür hielt? Ich bin im Gegenteil fest davon überzeugt,
daß Sie mit dem Nihilismus nichts zu tun hat.“

„Na also? Was meinst Du denn?“

„Daß Du doch noch recht grün bist und verliebt
dazu.“

„Und Du... Du bist eine... eine...“ fällt sie ein.
„Ueberleg Dir draußen, was ich bin“, fällt sie ein.
„Du siehst doch, wie die Kinder aufmerken, und wenn
Sie auch nicht verstehen, was wir sprechen, so machen
Sie sich doch ihre Gedanken über Deine Erregtheit. Geh
zum Essen, mein Schatz, da findest Du Deine Lidia mit
den hohen und reinen Gedanken und den Augen, die
es in der Welt nur einmal gibt. Gehe nur rasch, Sie
könnte Dich sonst vermissen!“

Während verläßt sie der Bruder und schlägt hinter
sich die Türe zu. Der gute Julius! In seinem Viebes-
enthusiasmus ist er doch noch recht kindlich. Dora weiß
eigentlich selbst nicht, warum sie ihn so arg verabschä-
det und erzählt hat. Es tut ihr hinterher fast leid, denn
bisher war sie mit dem Bruder stets ein Herz und eine
Seele.

Aber Sie kann sich nicht helfen, diese schöne Lidia ist ihr
antipathisch und Sie fühlt sich sehr überzeugt, daß Sie des
gutmütigen Julius Ergebnisse für Sie noch mißbrauchen
wird. Soll Sie ihm erzählen, daß Sie Lidias Bild in dem
Schreibtisch ihres Zimmers gefunden hat, dieses Zim-
mer, das vor dem seinem Vorgänger gehörte? Aber
Julius, blind verliebt, wie er es in Fräulein Sinowka ist,
würde die Vermutungen, die Sie daran knüpft, nicht teilen.

10

„Gerade wie
Voritz brün
nämlich der
rtschinst in P
Die drei m
bei den W

Zweites Blatt.

Deutscher Reichstag.

Berlin, 1. Februar.

Saus und Tribune sind hart befeht. Auf der Tagesordnung steht zunächst die Beschlußfassung über den Einspruch des Abg. Ledebour

gegen den ihm am Sonnabend von dem Vizepräsidenten Erzbischof Hohenlohe erteilten Ordnungsruf. Debattiert wird der Einspruch gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, der Freisinnigen und den Polen verworfen.

Es folgt die zweite Lesung des Handelsvertrages mit Portugal.

Der Berichterstatter Abg. Hornemann beantragt namens der Kommission Ablehnung des Vertrages und erstattet ausführlichen Bericht über die Verhandlungen der Kommission, die ihren Beschluß mit 15 gegen 13 Stimmen gefaßt habe.

Abg. Herold (Zentrum): Einig sind wir alle darin, daß der Antrag für Deutschland verhältnismäßig ungünstig ist. (Sehr richtig!) Im Zentrum. Trotzdem wird ein Teil meiner politischen Freunde für den Antrag stimmen, weil er den verhältnismäßig noch für ungünstiger hält als den Vertrag. Besonders erblickt dieser Teil in der Meißelbegünstigung einen nicht unbedeutenden Vorteil für den deutschen Exporthandel mit Portugal und auch für die einzelnen Industriezweige. Der Teil meiner Freunde, der sich ablehnend verhält, ist der Ansicht, daß die Tarife seitens Portugals so hoch gehalten sind, daß der Vertrag für einzelne Industriezweige geradezu prohibitiv wirken wird. (Sehr richtig!) Der Teil meiner Freunde, der dem Antrag zustimmt, muß aber die Erwartung aussprechen, daß die Regierung beim Abschluß neuer Handelsverträge in Zukunft günstigere Bedingungen zu erzielen bemüht ist. (Beifall.)

Abg. Rumpff (freil. B.): Der Unmut über den Vertrag rechtfertigt sich ganz besonders durch die formelle Behandlung der Angelegenheit und dann auch durch das materielle Resultat, das dabei herausgekommen ist. Eine Reihe von Industriezweigen ist durch den Vertrag bitter enttäuscht worden. Kein Wunder, denn unsere Unterhändler mühten sich mit der Parole, zu retten, was noch zu retten sei, in die Verhandlungen hineingehen, und ihre Position war daher von vornherein eine überaus ungünstige. Nicht die Unterhändler sollte man also anklagen, sondern unser ganzes handelspolitisches System. Durch den Vertrag wird der Zollkrieg vermieden, wird unsere Industrie die Meißelbegünstigung erhalten, werden die Zölle auf lange Zeit hinaus gebunden. Aus diesen Erwägungen heraus, werden meine politischen Freunde in ihrer überwiegenden Mehrheit für den Vertrag stimmen. (Beifall.)

Abg. Graf Schönerling (kons.) erklärt namens seiner politischen Freunde, daß sie dem Handelsvertrag einstimmig zustimmen würden, wenn sie auch die großen Mängel des Vertrages nicht verkennen. Bedauerlich sei, daß die Regierung nicht mehr bemüht gewesen sei, für die Textilindustrie und den Weinbau günstigere Bedingungen zu erzielen. Immerhin sei seine Partei der Meinung, daß der Schaden, der unserer Industrie aus einer auch nur vorübergehenden Störung unserer Handelsbeziehungen zu Portugal bei der außerordentlich starken aktiven Handelsbilanz, die wir gegenüber Portugal haben, größer sein würde, als etwaige Verbesserungen, die nach einer solchen Störung etwa in diesen Vertrag hineingearbeitet werden könnten. Wir nehmen den Vertrag nur an mit der ausdrücklichen und entschiedenen Verwahrung dagegen, daß etwa aus dieser unserer Stellungnahme irgendwelche Schlüsse gezogen werden könnten auf eine gleiche Bereitwilligkeit und Nachgiebigkeit gegenüber Ländern, bei denen unserer Ansicht nach unsere Handelsbeziehungen in wesentlichen Punkten gerade entgegengesetzt liegen wie bei Portugal. (Beifall.)

Abg. Dr. Stresemann (nat.-lib.): Die deutsche Ausfuhr nach Portugal ist im Verhältnis zu der gesamten Ausfuhr Deutschlands so gering, daß sie das deutsche Wirtschaftsleben ernstlich nicht treffen kann. Der Ausfall der Ausfuhr nach also nicht maßgebend sein für die Annahme oder Ablehnung des Vertrages, der auch nach unserer Ansicht überaus ungünstig für Deutschland ist. Sehr bedauerlich ist, daß der Wirtschaftsausschuß erst so spät von dem Stande der Verhandlungen in Kenntnis gesetzt ist. Die Regierung sollte sich doch bei so wichtigen Fragen darauf einrichten, stets Sachverständige bei der Hand zu haben, um ihr Urteil jederzeit einholen zu können. Wir sind einmütig der Ansicht, daß der Handelsvertrag nicht befriedigt, daß er vielmehr zu ungünstig ist. Für einen großen Teil unserer Industrie wird die Ausfuhr geradezu unmöglich gemacht, zum Teil ganz erheblich erschwert. Der überwiegende Teil meiner Freunde wird gegen den Antrag stimmen. Ein kleiner Teil dagegen wird ihm zustimmen, weil er einen vertragslosen Zustand für noch ungünstiger ansieht, als den vorliegenden Antrag.

Zu der weiteren allgemeinen Debatte erklärt Staatssekretär Delbrück, er sei auch der Meinung, daß bei derartigen handelspolitischen Aktionen die Interessenten so rasch und so zahlreich wie möglich gehört werden müssen, und er werde dafür sorgen, daß dies jedenfalls in Zukunft geschieht. Diesmal sei es allerdings in dem Maße, wie es erwünscht und notwendig sein mag, nicht möglich gewesen. Der Vertrag sei jedenfalls besser als die politischen Verwicklungen, denen wir im Falle seiner Ablehnung unweigerlich entgegengehen würden.

Bei der Spezialberatung macht Abg. Prinz Schönaich-Carolath (nat.-lib.) Zweifel geltend, ob die Uebersetzung des französischen Vertrages ins Deutsche überall zutreffend sei.

Staatssekretär v. Schön: An sich könne man darüber streiten, ob die Uebersetzung überall absolut genau sei. Kleine Abweichungen seien sachlich belanglos.

Der Vertrag wird mit schwacher Mehrheit angenommen. Geschlossen dafür stimmten nur die Konfessionellen und Sozialdemokraten. Es folgte die Fortsetzung der zweiten Beratung über den Kolonialvertrag.

Abg. Liebert (Sp.) begrüßte das Aufheben des Kolonialvertrages, Abg. Geller (freil. B.) die Fortsetzung des kaufmännischen Geschäftes.

Staatssekretär Dernburg erklärte, daß die Grenzfeststellungen zwischen Togo und dem französischen Nachbargebiet noch nicht abgeschlossen seien. Die Meineren in Kamerun seien durch die Maßnahmen gegen die Rückwanderer der Neger hervorgerufen worden. Ueber die Förderung der Baumwollkultur, die er für sehr wichtig halte, hoffe er dem Reichstag in einiger Zeit abgeschlossenes Material vorzulegen.

Donnerstag 1 Uhr: Fortsetzung. Schluß 37 Uhr.

Preussisches Abgeordnetenhaus.

Berlin, 1. Februar.

Die Dienstausschüsse des preussischen Abgeordnetenhaus beginn mit der Erledigung des Gefühls.

Ein Antrag der Budgetkommission, 40.600 M. für den Neubau eines Schenkens auf dem Hauptplatz Georgenburg zu streichen, wurde einstimmig angenommen.

Sodann wurde der Fortschritt

mit einer Reihe von Anträgen erledigt. Eine bemerkenswerte Debatte entspann sich nur bei dem Antrag Bergmann (Soz.), der Ausfuhr verlangte, wie beim Abtrieb der durch Konzentration geschädigten ostpreussischen Wälder für die Arbeiter Vorsehung getroffen wurde.

Oberlandforstmeister Wesener stellte fest, daß unter den betreffenden Arbeitern, größtenteils Bayern, Unzufriedenheit hauptsächlich deshalb herrschte, weil ihnen das Königsberger Bier nicht schmeckte, sie waren gewohnt, sechs Liter täglich zu trinken.

Abg. Graw (Ztr.) befragte noch, daß die Arbeiter in Preußen tatsächlich 8 Mark täglich verdienten. Meisterschreiner kamen täglich vor.

Minister v. Arnim erklärte, der Staat habe in letzter Zeit 160.000 Hektar Land zur Aufforstung angekauft. Die Einnahmen des Staats würden bewilligt.

Ein Antrag Bergmann (Soz.) auf Verpachtung der königlichen Jagdgebiete an den Weisbleibern hat der Minister abgelehnt; die Jagd sei das einzige Vermögen der Förster, die abgeschlossen von der Welt lebten, es ihnen das einzige Vergnügen rauben würde.

Nachdem die Abg. Reihner (kons.) und Wahrenhorst (freil.) gegen den Antrag gesprochen hatten, vertagte sich das Haus.

Auf eine Anfrage des Abg. Friedberg (nat.-lib.) erklärte Vizepräsident Borch, daß zu der nationalliberalen Interpellation wegen der Posener Beamtenmaßregelungen noch Ermittlungen seitens der Regierung schweben. — Donnerstag 10 Uhr: Fortsetzung. — Schluß 5 Uhr.

Gewerkvereins-Teil.

Wodurch wird die Einführung der Pensionsversicherung verzögert?

Auf diese Frage hat der Staatssekretär für Sozialpolitik Dr. Delbrück gelegentlich der Interpellation über den Stand der Pensionsversicherungsfrage eine doppelte Antwort gegeben. Er erklärte, daß er ebenso wie seine Vorgänger die wirtschaftliche und sittliche Berechtigung der Pensionsversicherung der Privatangeestellten anerkenne, erklärte sich auch bereit, daß er die Angelegenheit weitem fördern wolle. Wie kommt es dann aber, daß trotz so viel guten Willens die Einführung eines Gesetzgebungs bisher nicht erfolgt ist?

„Durch die technischen Schwierigkeiten“, antwortet der Staatssekretär, „die sich einer Ausarbeitung im Sinne der zweiten amtlichen Denkschrift entgegenstellen.“ Es scheint demnach, als ob man selbst an den maßgebenden Stellen sich die Einwände gegen die Einführung der Pensionsversicherung der Privatangeestellten im Rahmen der Reichsversicherungsordnung zu erfüllen. Diese Erwägungen hätten bisher zu dem Ergebnis geführt, daß es „unzumutbar“ sein würde, den Privatangeestellten weniger zu bieten, als die Angehörigen der Sonderklassen Wägen und zugleich die an sich schon außerordentlich schwierige Versicherungsordnung auch mit dieser Frage zu belasten.

„Aus diesen rein äußerlichen Gründen“ erklärte Delbrück vorläufig, habe sich für ihn „die unabweisbare Notwendigkeit ergeben, die Vorlage eines Gesetzes über die Pensionsversicherung der Privatangeestellten zurückzustellen.“ Mit anderen Worten: Bei baldigen Verwirklichung der Pensionsversicherung würden keine nennenswerten Hindernisse entgegenstehen, wenn die Mehrheit der Privatangeestellten sich dazu verstanden hätte, ihren Wünschen von vornherein eine Form zu geben, die es der Regierung ermöglicht hätte, die Forderungen der Angestellten zugleich mit der Reform der Arbeiterversicherung zu berücksichtigen! Denn alle Gründe, die der Staatssekretär gegen die schnellere Erledigung der Frage geltend machte, sind, wie er selbst zugibt, so rein äußerlich.

Heute, Donnerstag, Freitag, Samstag

Sinn & Co.

Dortmund.

Extra-Angebot

Damen- und Kinder-Schürzen.

Die Kinder des Sträflings.

Roman von H. Simonow.

„Sie äußerten wiederholt den Wunsch, Dora Petrovna, einmal die Wägen zu besichtigen“, sagt er. „Wenn Sie Lust dazu haben, können Sie mich begleiten.“

Dora ist sofort bereit dazu. Sie begreift zwar nicht, welchem Umstande sie ihres Prinzipals plötzliche Güte gegen sie zu danken hat, aber sie denkt auch nicht viel darüber nach, sondern zieht sich, nachdem er sie verlassen hat, ihr ältestes und schiedestestes Kleid an, da Herr Niegowski ihr gesagt hat, daß es in den Wägen feucht und schmutzig sei, nimmt eine abgetragene Mäntelchen um und eilt hinunter, wo er sie bereits mit Gregor erwartet.

Herr Niegowski mustert sie lächelnd. „In diesen weiten Wägen können Sie unumgänglich in den Schacht steigen“, meint er. „Bleiben Sie einen Augenblick von unsern Jungen an. Boris suchen werden Ihnen, meines Erachtens, passen.“ Darauf erteilte er einer der Dienerinnen den Befehl, das Betreffende herauszuführen und Dora begibt sich nochmals auf ihr Zimmer zurück, wohin man ihr ein Bündel mit Kleidungsstücken bringt. Mit Hilfe der Dienerin ist sie rasch umgekleidet. Als sie jetzt in den Spiegel blickt, muß sie selbst lachen. „Ein allerliebster halbwegs alter Junge sieht ihr aus dem Glas entgegen. Das dicke, rote Wollhemd und die schwedische Jacke passen ihr tadellos, nur die landesüblichen Halsketten sind etwas zu groß für ihre Füßchen. An den Händen trägt sie grobe, graugrüne Fäusthandschuhe und auf dem Kopf eine Wollmütze, nicht besonders hoch, aber nach oben zu immer breiter werdend. Ein lederner, buntgezierter Gürtel hält das Wollhemd um die Taille zusammen.“

Als sie in dieser Tracht bei den beiden Herren erscheint, mußten diese sie bewundern.

„Gerade wie Boris“, meint Herr Niegowski, „nur daß Boris brünett und lange nicht so hübsch ist.“ Boris ist nämlich der ältere der beiden Knaben, welche in Nierichinsk in Pension sind.

Die drei müssen beinahe eine Viertelstunde gehen, um bei den Wägen anzukommen. Der Schnee knistert

unter ihren Füßen und wenn sie auf einen der Grasbäume treten, die sie und das gleiche spitzen Schwert, sich auf der weißen Decke erheben, gibt es allemal ein helles raschendes Geräusch. Ein scharfer, schneidender Wind weht von der Hügelfette her, die im Nordwesten die Tala von der Ansiedlung trennt, aber Dora achtet seiner nicht. Sie ist so froh, daß sie einmal etwas von der Umgebung ihres Wohnortes zu sehen bekommt und läßt ihre Augen munter umherstreifen. Im Norden, Nordosten und Südosten erblickt man allent halben dichtes Nadelgehölz, durch das ein ziemlich gut gebotener Weg im Halbkreis um die Ansiedlung führt. Breite schneebedeckte Fußwege, auf denen jedoch zur Not auch die größten Wagen fahren können, münden in jenen. Herr Niegowski erklärt Dora, daß der eine derselben in der Richtung nach Nierichinsk, ein anderer nach Jerschk und ein dritter nördlich bis zur Lunda läuft.

„Sind die Wege denn im Winter passierbar?“ fragt das junge Mädchen.

Er lachte kurz auf. „Für unsere Schlitten und Pferde ja, für andere Fahrzeuge schwerlich. Im übrigen sind Sie, um Jerschk zu erreichen, bei ungünstiger Witterung auf dem Nierichinsker Wege gekommen, Dora Petrovna.“

„Über ich fuhr von Nierichinsk doch noch mehrere Tage mit der Bahn“, wendete Dora erstaunt ein.

„Das wohl, immerhin nimmt der Weg erst bei Nierichinsk ein Ende. Die anderen beiden Wege sind aber noch viel, viel länger, und man würde darauf von hier aus zu Wagen oder Schlitten vierzehn Tage gebrauchen. Ja, ja, unsere Tala ist weit... weit wie das Reich des fiktiven Volks“, meint Herr Niegowski und wieder lacht er kurz auf. „Innerfahrene Leute sind darin verloren... wenn feindliche Mächte ihr Herauskommen hindern wollen.“

Dora blickte schau zu ihm auf. Ein grausamer, brutaler Zug lag auf seinem Mund, und das junge Mädchen fragte sich unwillkürlich, ob er glaubt, daß jener Nikolai Vavalski, den seine Tochter lieb hat, auch den feindlichen Mächten der Tala zum Opfer gefallen ist. Gott bewahre jeden davon, den Jern dieses Mannes wider sich zu reißen.

„Wölfe?“ fragt sie schauernd. „Gibt es hier in der Nähe denn auch Wölfe?“

Der Talaogewalt hat keine feste Wohnstätte. Er geht bald hier, bald dort hin, die ganze Tala ist sein Gebiet und was drin atmet und seine Begehrlichkeit reizt, seine Beute. Zu uns freilich wagt er sich nicht, denn bei uns gibt es zu viel Füße und der einzige, der den Talaogewalt überlistet, ist der Talaogewalt, sein Verwandter. Blutverwandte aber schon auch der Wolf.

Dora weiß nicht, was sie von dieser seltsamen Rede zu halten hat. Der Mann an ihrer Seite scheint ihr plötzlich das menschliche Wesen des Talaogewalts zu sein... grausam und schonungslos gegen jeden, der seine Kreise stört, schonungslos nur gegen sein Fleisch und Blut. Oder ist er Wolf und Fuchs in einer Person.

Inzwischen sind sie bei den Wägen angelangt. Dort befindet sich neben einem etwa 800 Meter hohen Berge ein Pulvermagazin, ein als Werkzeugkammer eingerichteter Holzhaus, ein Keller zur Aufbewahrung des Dynamits und ein Wachhaus. Rings umher wächst Nadelholz, das sich in der Ferne zunehmend verdichtet.

Herr Niegowski besteht einem der Männer, die hier beschäftigt sind, drei Talgesterne zu bringen, von denen jedes der kleinen Gesellschaft eine in die Hand nehmen muß. Dann erhebt man in Begleitung eines Bedienten, der voran geht, den Berg, auf dem man durch eine kleine Türe in eine enge und niedrige Galerie gelangt. Hier werden die Lichter angezündet und in gebückter Stellung kriecht man mehr, als daß man geht, bis zur Öffnung des Hauptgeschlechtes. Dort befindet sich eine Leiter, die nach unten führt. Dora klettert sie behende herunter wie ein Eichhörnchen, rascher und gewandter fast, als die Männer. Dann muß noch mehrere Bedienten abwärts steigen. Dann geht es wieder über glatte, schlüpfrige Bretter, darauf abermals ein paar Leitern hinunter... Dora meint, daß sie jetzt Tausende von Metern unter der Erde sein müsse, aber Herr Niegowski belehrt sie darüber, daß man kaum hundert Meter untergefahren ist. Die Flammen der Talgesterne schimmern bläulich, bald leuchten sie hell auf, bald brohen sie zu verlöschenden. Allenfalls liegen Haufen von Erz, die in der Dämmerung rötliche Funken zu entsenden scheinen, doch blitzen dieselben noch lange nicht so hell wie die Glühbirnen an den Wänden, wenn ein

Lichtschein auf sie fällt. Alle Farben des Regenbogens scheinen sich in ihnen zu brechen, bald gleichen sie Smaragden, bald Rubinen, Saphiren oder Topasen.

„Wie herrlich!“ ruft Dora entzückt aus. „Gerade als ob wir in Alabins Banerhöhlen wären!“

Herr Niegowski macht ihre Freunde Spaß. „Selbst, daß Sie sich für diese Dinge interessieren, Dora Petrovna, meint er. „Meine Tochter Bibia ist noch niemals in den Wägen gewesen und Gregor würde auch nicht hergehen, wenn er nicht müßte. Auf der Chaiselongue liegen, lesen und Pappros rauchen oder spazieren gehen und träumen, das ist alles, was mein Herr Sohn kann, aber sich um das zu kümmern, was sein Vater geschaffen hat und dessen Herr er einst sein soll, das fällt dem Bengel nicht ein.“

„Gregor Slemenowitsch hat wahrscheinlich mehr Interesse für das Studium“, ruft Dora lächelnd ein.

Die grauen, stahlharten Augen unter den buschigen Brauen sehen sie forschend und misstrauisch an. „Er hat sich für das zu interessieren, was ich ihm befehle und für nichts anderes.“ Stößt der finstere Mann heftig heraus. „Der Teufel soll ihn holen, wenn er das nicht tut.“

Das junge Mädchen blickt sich ängstlich nach dem Geschoßten um, aber sie sucht ihn vergebens. „Wo mag Gregor Slemenowitsch nun sein?“ fragt sie besorgt. Gregors Vater aber lacht laut auf. „Wo wird er sein? Vermutlich ist er zurückgeblieben, um sich die Anstrengung des Kletterens zu erproben. Wenn wir nach oben zurückkehren, werden wir ihn schon sehen, wie er dasitzt und mit offenen Augen träumt. Kommen Sie weiter, Dora Petrovna.“

Und weiter gehts durch ein Labyrinth von Gängen, tiefer, immer tiefer in die Erde hinein. Die Temperatur ist überall weit unter dem Gefrierpunkt und ein widerlicher Geruch, der, wie Niegowski sagt, von Dynamitexplosion herrührt, macht sich bemerklich.

Es ist in letzter Zeit hier mancherlei passiert, was nicht vorkommen dürfte,“ grölte er. „Der Aufseher liegt krank seit drei Wochen, und der Kerl, welcher seine Stelle vertritt, ist unzuverlässig und faul, ich aber kann nicht überall sein. Außerdem ist es am Ende nicht Sache des Herrn, vom frühen Morgen an im Schacht zu stehen und die Leute zu beaufsichtigen.“

licher Natur, daß ihre Befestigung nicht die geringsten Schwierigkeiten bereiten würde. Die Reichsversicherungsordnung ist schon heute ein so weitläufiges Gesetzwerk, daß es auf einige Paragraphen mehr oder weniger — viele wären tatsächlich nicht erforderlich — schließlich nicht ankommen kann. Die „Angestellten-Versicherung“ bemerkt dazu: Es ist möglich, daß diese Lösung einzelne Vertreter der Sonderklasse nicht befriedigen würde; wenn aber der Ausbau der Invalidenversicherung zugunsten der Angestellten nur weitgehend genug ausfallen würde, wären nicht nur weite Kreise der Privatbeamten damit zufrieden, sondern auch den Arbeitern würde das unangenehme Bewußtsein erspart bleiben, als ob sie in Zukunft auch in der staatlichen Versicherung mindernden Rechts sein sollten. Schließlich aber — und das spricht am meisten für diese Lösung — würde die Pensionsversicherung auf diese Weise sehr bald unter Dach und Fach kommen, während im anderen Falle mindestens noch ein Jahrzehnt vergehen würde.

Aus dem Gerichtssaal.

Strafkammer Dortmund.

Dortmund, 1. Februar.

In einer vor der Berufungskammer geführten Verhandlung gegen den Reisenden Hugo Stensbed von Dortmund wurden Dinge erörtert, die das Verhalten einiger Schulleute in einem eigentümlichen Licht erscheinen lassen und das die Beamtenqualität dieser Leute zu Bedenken Veranlassung giebt. Der genannte Reisende hatte bei den in der Burghofstraße wohnenden Eheleuten Gerbach eine Wohnung inne, die er in der Nacht zum 22. Mai v. J. ohne Schlüssel in der Hand verlassen sollte. Als Stensbed sein Zimmer nicht räumte, brauchte Gerbach Gewalt, er verprügelte seinen Zimmerherrn und stieß ihn dann auf die Straße. Vergeblich wandte er sich an eine Polizeipatrulle, vergeblich bei den im selben Hause wohnenden Deuten nach Hilfe für die Nacht ein Unterkommen zu finden und als er abgehiesen wurde, brückte er an der Rordortür der Gerbach'schen Wohnung eine Schelbe ein, schloß die Tür auf und begab sich auf sein Zimmer. Gerbach, der sich einen Nachbar zu Hilfe geholt hatte, brückte gewaltsam die Tür auf und forderte den ruhig im Bett liegenden Mann auf, das Zimmer zu verlassen. Inzwischen waren die Schulleute Blum und Gräwe benachrichtigt, die um Hilfe angegangen waren. Zuerst betrat Blum das Zimmer und forderte den ruhig im Bett liegenden Mann auf, sich zu erheben und mit zur Wache zu kommen. Als Stensbed sich nicht erhob, ihn doch in Ruhe zu lassen, er sei müde und wolle schlafen, man möge am Tage wieder kommen, um Feststellungen zu treffen, rief Blum dem Manne die Bettdecke fort und zerrte ihn aus dem Bett; inzwischen war der Schuhmann Gräwe herbeigekommen, ohne sich zu erkundigen, was Stensbed denn nun eigentlich verbrochen, legte er ihm die Knebelketten an und dann wurde der Gefesselte auf den Flur geschleift, die Treppe heruntergezerrt, sodas die Beine nachschleiften, vor der Tür kam Stensbed erschöpft zusammen; jetzt kam der Schuhmann Böhm hinzu, der den am Boden liegenden Mann noch eine Ohrfeige versetzt haben soll. Sodann wurde Stensbed mittels Drohkölle zum Polizeigewahrsam gebracht, am anderen Morgen aber wieder entlassen. Er machte Aufnahme im Bräderkrankenhaus, wo nach noch acht Tagen die Spuren einer erfolgten Mißhandlung deutlich erkennbar waren. St. Kellte gegen die Beamten Staatsantrag, es scheint aber aus der Sache nichts gebrochen zu sein, vielmehr wurde gegen ihn Anklage wegen Sachbeschädigung, Hausfriedensbruch und Widerstand gegen die Staatsgewalt erhoben. Das Schöffengericht sprach Stensbed inbessenen Kostenlos frei, da festgestellt wurde, daß gar keine Veranlassung vorlag, den Mann aus der Wohnung zu entfernen, die Beamten sich auch gar nicht in rechtmäßiger Ausübung ihres Amtes befanden. Die Schulleute verteidigten sich auch gegenüber den einwandfreien Aussagen einer Reihe von Zeugen in bedeutliche Widersprüche, sodas das Schöffengericht den Aussagen der Schulleute keinen Glauben beimesen konnte. Die Verhandlung vor der Berufungskammer währte etwa 5 Stunden. Es ergaben sich dieselben Widersprüche, die Frau des Gerbach, die wegen Krankheit kommissarisch vernommen worden ist, sagte selbst eifrig aus, daß Stensbed ruhig im Bett gelegen habe, sein Laut sei über seine Lippen gekommen, während der Schuhmann Blume bekundete, daß Stensbed wie ein Wahnsinniger gebrüllt habe. Der Monteur Welle, der zugegen war, als Stensbed, der übrigens auch auf der Wache mit einem Gummischlauch geschlagen sein soll, die Treppe hinuntergeschleift wurde, empörte sich über das Vorgehen der Beamten und rief ihnen zu: „Die Behandlung ist doch keine menschenwürdige, so geht man ja nicht einmal mit einem Stück Vieh um!“ Der Schuhmann Böhm bestritt auch, daß er den Mann ins Gefängnis geschlagen habe, er behauptet vielmehr Stensbed habe ihn ins Gefängnis gepußt. Das Gericht sprach den Angeklagten Stensbed auch heute wieder frei, obgleich der Vertreter der Anklage wegen Widerstands 100 Mark Geldstrafe in Antrag brachte. Es sei bemerkt, daß gegen die beteiligten Beamten eine Anzeige wegen Meineids erstattet worden ist.

„Verne Leben ohne zu arbeiten!“ Diese Worte hatte der Hausdiener Karl Dietrich von Dortmund in sein Notizbuch geschrieben. Er handelte auch danach. Am 13. Dezember v. J. wurde er dabei erwischt, als er aus der Merlinschen Wirtschaft einen dem Sohne des Wirts gehörenden Heberjäger gestohlen hatte. Wie nachträglich festgestellt wurde, hat Dietrich noch mehrere Diebstähle auf dem Rordholze. Heute erhielt er wegen einfachen Diebstahls zunächst 2 Monate Gefängnis.

Wegen gefährlicher Körperverletzung hatte sich der Bergmann Lorenz Drop von Rastrop vor der Strafkammer zu verantworten. Am 24. Oktober vorigen Jahres hatte Drop mit einigen Freunden eine Bierreise unternommen, die zu einem Streit führte, wobei er dem Bergmann Johann Gierst eine nicht unerhebliche Verletzung am Kopfe zufügte und den Mann mit „Laputmaschinen“ drohte. Da es sich um eine Streitigkeit zwischen jungen Leuten handelte, schloß das Gericht gegen Drop 2 Monate und 1 Woche Gefängnis fest.

Ein Pferdedieb erschien heute in der Person des Schuhmachers Hermann Müller von Dortmund auf der Anklagebank. Am 9. Januar vorigen Jahres kahl er dem Fuhrmannmeister Tissen ein Pferd, das er sofort zu verkaufen suchte. Bei dem Sandelgeschäft wurde

Curiositäten aus aller Welt.



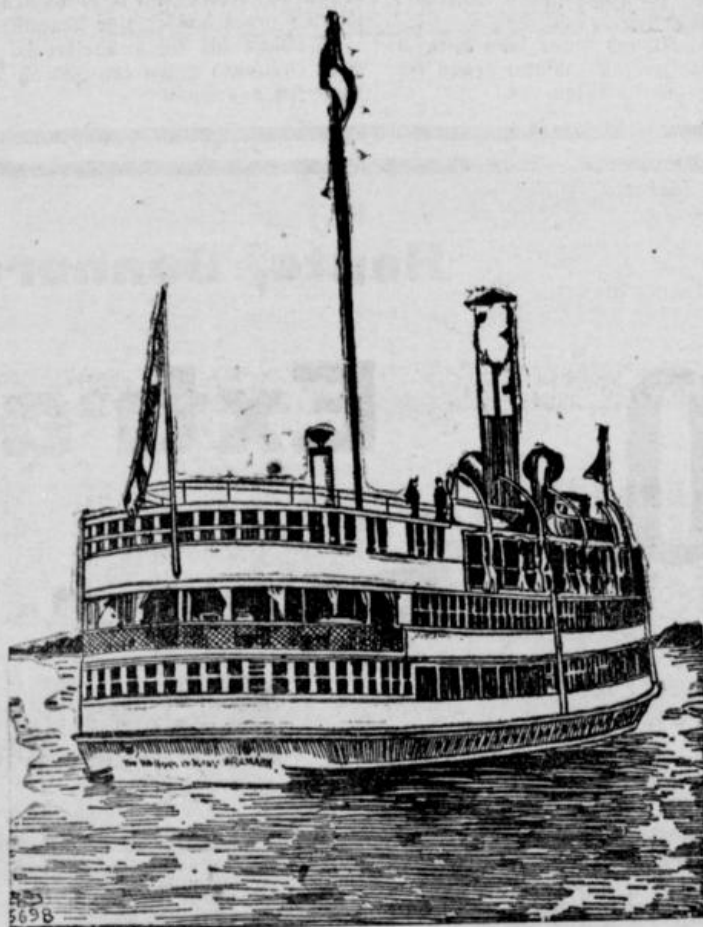
Das kleinste Pferd der Welt hat kürzlich der englische Forschungsreisende, Kapitän Norton aus Zentralasien mitgebracht. Das Tierchen ist vier Jahre alt und 43 Zentimeter hoch. Das hübsche Pferdchen ist von mongolischer Rasse, mausefärbig, dick behaart, und besitzt im Verhältnis zur Körpergröße einen großen Kopf und kurze Beine. Das Pferdchen ist selbstverständlich eine Abnormität, von der Laune der Natur hervorgerufen.

In der Nähe von London hat sich ein achtjähriger Schulknabe ein Wohnhaus in drei Ästen eines Baumes gebaut. Das Häuschen sieht aus wie

ein Taubenstich und ist groß und geräumig genug, dem Jungen ein behagliches Wohnen zu gestatten. Der „Einzieger“ in dieses seltsame Zustuhm erfolgt mittels Leiter.

Weniger lustig wirkt der hängende Fakir. Fakir von Schoppa in Indien, der ebenfalls auf einem Baum seine Wohnstätte aufgeschlagen hat, das heißt, sich täglich 10 Stunden ohne Speise und Trank „aufhängt“. Dieser „heilige“ Fakir hat bei dieser religiösen fanatischen Tortur den seitlichen Anblick, die Welt auf den Kopf gestellt zu sehen, nämlich er hängt sich bei den Beinen auf.

Eine schwimmende Schule für lungenkranke Kinder.



Die Witwe des kürzlich verstorbenen amerikanischen Eisenbahnkönigs Harriman in Newyork, hat einen Hundsdampfer gekauft und denselben als Schule für lungenkranke Kinder ausbauen lassen. Die Kinder erhalten auf dem Schiff auch Beschäftigung und Wohnung.

Die edle Wohltäterin, welche nebenbei die reichste Frau Amerikas ist, verspricht sich sehr viel von der Wirkung der frischen staubfreien Seeluft auf die kranken Kinder; und beabsichtigt, wenn sich ihre Hoffnungen erfüllen, weitere schwimmende Schulen in den verschiedenen Großstädten Amerikas einzurichten.

Selbstverständlich handelt es sich hier um Kinder der ärmeren Klassen.

Der Pferdedieb abgeführt und der Polizei übergeben. Da Müller wegen ähnlicher Vergehen bereits vorbestraft ist, lehnte das Gericht gegen den Dieb eine Gefängnisstrafe von einem Jahre fest.

Berlin, 1. Febr. Ein Militärmoniteur, wie er die deutschen Militärgerichte noch nicht beschäftigt haben dürfte, begann heute vor dem Kriegsgericht der zweiten Gardebrigade. Es handelt sich um Vorgänge in der Infanterieschießschule in Jüterbog. Angeklagt sind wegen Unterschlagung bezw. Verletzung ein Wachmeister, zwei Wewachmeister, ein Sergeant und ein Fahrer, 118 Zeugen sind geladen.

Handel und Verkehr.

Das Bankhaus E. Calmann in Hamburg bringt seinen altbekannten Kalender für Besitzer von Wertpapieren von 1910 zur Ausgabe, woran wir unsere Leser hinweisen. Dieses praktische zweifach erweiterte Handbuch enthält die Berichtigungspläne und Rechnungsarten aller Prämien-

Anleihen, welche in Deutschland gehandelt werden, ferner genaue Angaben der Auslosungen von Renten, Pfandbriefen, Eisenbahnprioritäten etc. Eine besondere Annehmlichkeit des Kalenders ist die mit großer Sorgfalt ausgearbeitete Uebersicht über Rapiere, welche gegen Kursverlust gesichert werden müssen. Auch sonst enthält das Buch viele wertvolle Notizen, Kursangaben etc. für Besitzer von Wertpapieren. Der Kalender wird Jedem von obigem Bankhaus auf Wunsch gratis und kostenfrei übersandt.

Frankfurter Abendbörse.	
Kredit	211,40
Berliner Handel	182,70
Bombardier	22,90
Reichsbank	134,25
Laurea	197,10
Gesellschaftener	216,00
Wohlfahrt	221,10
Kurumburger	217,40
Edison	259,00
Uebersee	182,60
Bulgaren	101,50
Disconto	195,50
Staatsbahn	161,60
Ohio	115,90
Flomb	102,30
Edelweiser	212,75
Harpener	208,70
Edelweiser Eisen	163,00
Wittener Stahl	333,00
Schneider	138,50

Sendung leicht geliefert.

Lissabon, 1. Febr. Die Bagmanlage von Dombone wurde der Drenstein u. Koppel, Inhaber der Thurn Koppel A.-G. in Berlin übertragen.

Sambura, 1. Febr. Die Kaiserliche Werft in Kiel schreibt den Verkauf von Altmaterial zu verhältnismäßig günstigen Bedingungen aus.

Vermischtes.

Berlin, 1. Febr. Eine schwere Explosion ereignete sich heute mittag in einer Gemeindefabrik in Friedenau bei Experimentallvorführungen eines Lehrers, der dabei erhebliche Verletzungen erlitt. Die Fenster der Klasse wurden zertrümmert. Die Kinder liefen schreiend auf die Straße. Erwachsene wurden dadurch alarmiert und riefen die Feuerwehr herbei.

Berlin, 1. Febr. Bei der Explosion in der Gemeindefabrik in Friedenau wurde dem Lehrer die linke Hand abgerissen, während die rechte Hand schwere Verletzungen erlitt. Das Blut spritzte im weiten Bogen auf die Schulkinder, die im ersten Augenblick starr vor Entsetzen waren. Dann ergriß sie eine gewaltige Panik; sie stürzten schreiend den Ausgängen zu, wo sich inzwischen die Kinder aus den anderen Klassen, die die Detonation gleichfalls gehört hatten, versammelten. Der Unterricht wurde in der ganzen Schule sofort abgesetzt. Bei der Explosion sind fünf Mädchen leicht verletzt worden. Die Detonation war so heftig, daß in der Aula einige Fensterhebel zertrümmert wurden und in den Nachbargewölben der Rall von den Wänden fiel.

Braun, 1. Febr. In Palowitz bei Jarmuk wurde der als Kuch auf einem Viehhof bedienstete jüdische Unterthan Michael Malek verhaftet unter dem Verdachte, an der Familie Palowitz in Wogunawice in Preußen den achtsachen Mordmord begangen zu haben.

Wiesbaden, 1. Febr. Einen eigenartigen Selbstmord hat eine hiesige etwa 40jährige Rentnerin begangen. Nachdem sie die im Mainzer Kolonialmarkt aufgestellten Aschenreife ihrer Mutter besichtigt hatte, legte sie sich an einer einsamen Stelle des Rheider Rheinuferes so nieder, daß der Kopf in das Wasser kam, während der Körper auf trockenem Uferboden lag. Tags darauf fand man die Leiche. In den Taschen der völlig trockenen Kleidung der Selbstmörderin fanden sich schriftliche Bestimmungen über die Einäscherung und die Ordnung ihres Nachlasses.

Paris, 1. Febr. Es liegen weitere Nachrichten vor: In den meisten Stadtvierteln nimmt das Straßenleben so ziemlich das gewöhnliche Aussehen wieder an. Nur am Abend gewahren die großen Boulevards und Hauptstraßen wegen Mangels an elektrischem Licht ein recht trübseliges Bild. Die meisten Geschäfte werden notdürftig mit Petroleumlampen und Kerzen beleuchtet. Die Straßen, aus denen sich das Wasser bereits zurückgezogen hat, werden den ganzen Tag mit desinfizierenden Flüssigkeiten besprengt und gereinigt. Dasselbe geschieht mit den Erdgeschossen und Lokenfabriken der überfluteten gewesenen Häuser. Die Keller sind auch jetzt noch bis zur Decke mit Wasser und aus dem aus den Sammelkanälen flammenden Schmutzwasser gefüllt. Hand- und Dampfmaschinen sind tätig, um die Keller zu entleeren. Doch hat die Polizei dies in den einzelnen Straßen verbieten müssen, da befürchtet wird, die Kanäle könnten einen allzu großen Wasserzufluß nicht abhalten. Die Leitung der Untergrundbahn hat an verschiedenen Punkten mächtige Pumpen aufgestellt, und wartet das weitere Fallen des Wassers ab, um mit der Pumparbeit zu beginnen. Es heißt, daß die Untergrundbahn gegen die Nord-Süd-Linie, welcher sie das Eindringen des Wassers in ihre Tunnel ausreißt, sowie gegen die Stadt Paris als Konzeptionsleiterin einen Schodenerfahrungsprojekt anstrengen wolle. Die Gesellschaft der Nord-Südlinie erhebt in den Wäldern energig Einpruch dagegen, daß sie wegen der Ueberschwemmung des Bahnhofes von St. Lazare, wo an verschiedenen Stellen Erdstürzungen stattgefunden haben, verantwortlich sei. In einigen trocknen gelegten Straßen, so namentlich am Boulevard St. Germain, haben sich infolge der Entungen tief schachtartige Löcher gebildet, die bis zum Rande mit Wasser gefüllt sind.

In allen von den Ueberschwemmungen Betroffener Arrondissements werden Kleider und Lebensmittel verteilt. Es fehlt an Lebensmitteln und an Betten. — Die Deputiertenkammer hat einen Antrag einstimmig angenommen, durch welchen die Regierung ersucht wird, bei den von der Ueberschwemmung Betroffenen die Beileidung der Steuerrückstände auszuschieben.

Paris, 1. Febr. An der Außerirdische steht das Wasser der Seine 7,64 Meter hoch, es ist also im ganzen um 98 Zentimeter gefallen. Am Faubourg St. Antoine wurde der Straßenbahnverkehr wieder aufgenommen. Auch vom Kanal d'Orsay ist das Wasser völlig verschwunden.

Paris, 2. Febr. Die Angriffe räuberischer Vandalen (Apachen) auf das Eigentum nehmen sich. Gestern nacht kam es zu einem Zusammenstoß zwischen einer Militärpatrouille und Eindringern, die mit Booten in eine verlassene Villa eindringen wollten. Die Soldaten schossen auf die Apachen, von denen zwei schwer verletzt wurden.

Paris, 1. Febr. „Newyork Herald“ meldet aus London: In einer gestern abend abgehaltenen Versammlung der Wissenschaftlichen Vereinigung für Geographie und Naturkunde hielt Kapitän Scott einen bemerkenswerten Vortrag, in welchem er seiner festen Hoffnung Ausdruck verlieh, den Südpol bis zum 22. Dezember 1911 sicher zu erreichen, wenn alle seine Pläne ohne Unfall ausgeführt werden könnten. Ich hoffe, sagte er, im März des darauffolgenden Jahres wieder in London zu sein.

Paris, 1. Febr. Ein Kassenschieber der Banque de France, der eine Summe von 100 000 Franc entführt hatte, ist seit gestern mit dem Geld verschwunden. Die Direktion der Bank benachrichtigte die Polizei und das Gericht. Der Verschwundene ist 28 Jahre alt und Familienvater.

Newyork, 2. Febr. Wie aus Baltimore gemeldet wird, wütet dort ein Riesenbrand, dem bereits mehrere Fabriken zum Opfer gefallen sind. Bedroht sind auch die Werft und die im Hafen liegenden Schiffe.

Einen gewaltigen Dauermarsch, den Berliner Militärgepäck-Marsch über 50 Kilometer, hat auch vor einiger Zeit wieder der bekannte Prager Vegetarier lebende Sportsmann Emmerich Rath gewonnen. Damit ist er definitiv an die erste Stelle unserer Geher gerückt; denn er hat nunmehr zum vierten Male den Sieg in diesem klassischen Wettkampf gegen die besten Gegner, Athleten und Soldaten, errungen. Zugleich stellte Rath diesmal einen neuen Rekord über 50 Kilometer auf, indem er die ganze Strecke in selbstmächtiger Ausrüstung in 6 Stunden 15 Min. zurücklegte. Rath ist seit zehn Jahren, dem Beginn seiner sportlichen Tätigkeit, Anhänger einer streng naturgemäßen Lebensweise. So trinkt er z. B. seit Jahren ausschließlich Rother'ser's Malzlatte, dessen vorzügliche Eigenschaften ja bei Millionen anerkannt und bewährt sind. — Rath ist seit davon überzeugt, daß er seine sportlichen Erfolge in erster Linie seiner gefunden Lebensweise und Ernährungsweise zu danken hat.

„Ist ja recht schmeichelt“, war die Angeredete schmelzend dazwischen, während der Doktor gemütlich auslachte. Ihm erging es in dem Punkte nämlich nicht viel anders.

„Ist nichtsdestoweniger eine Tatsache“, fuhr Gänther fort, „hat sich schon so aus der Kindheit herübergeschleppt, wo ich auch vor dir ein ganz Teil mehr Respekt hatte als vor Vater und Mutter.“

„Da hört aber doch alles auf“, rief Ida beseligt. „Als ob dich ein Mensch gründlicher verhätscheln konnte als ich!“ „Ja, ja, das ist's eben“, meinte der Bruder und nicht ohne eine gewisse Verlegenheit. „Du und, daß ich's nicht vergesse, dieser würdevolle Vertreter der medizinischen Wissenschaft, Ihr habt mich leider allzusehr verhätschelt, so daß ich aus lauter übertriebener Vorsicht niemals ein rechter Junge sein, niemals ein echtes Knabenpiel treiben konnte — außer natürlich heimlich hinter Carven Rücken.“

„Wie? schande Unbank!“ rief die Schwester. Der Bruder ließ sich aber dadurch in seinen Bekanntheit nicht stören. Er hatte eben jetzt den Bann von sich abgeschüttelt, der ihn so lange in all seinen Entschuldigungen gelähmt hatte.

„Ja, und siehst du, so ist das weitergegangen durch meine Jünglingsjahre, und es verfolgt mich bis in mein Mannesalter hinein — auf Schritt und Tritt Lieberwächung, Bevormundung, Verhätschung. Dank dieser gänzlich unangebrachten Güte und Gängelung bin ich jetzt ein einsam und verflämmt dastehender Baum ohne Blätter und Früchte, und dank meiner mimosenhaften Schen vor dir bin ich heute in die erbärmliche Dummheit und Feigheit einer Woge geraten, die dann nach des Doktors tiefinnigem Wort wie ein von einem Gotte gewendeter Pfeil zurückgeprallt ist und den Schützen getroffen hat. So war ich es, der in den Schwitzöfen gesteckt wurde, während Fräulein Weber es war, die das Schwitzbad nötig hatte.“

„Und wirst du dich nun endlich gemüht haben, uns den Schlüssel zu dieser ganzen rätselhaften Airade in die Hand zu geben?“ sagte das alte Fräulein kühl.

„Gewiß, wenn du ihn noch nicht hast, jetzt kommt er. Die Sorge nämlich, daß du wieder deiner Phantasie würdest den Jügel schenken lassen, wenn du von meiner Fürsorge für meine leidende Mutterzeitnerin hörst, gab mir den tödlichen Gedanken ein, als ich unsern guten Doktor um ein Heilmittel für Fräulein Weber anheben wollte, ihm vorzureden, ich sei der Kranke und habe das Mittel für mich selber nötig. Alles andere weißt du.“

„Nun, und?“

„Nun, und als ich da in dem Höllenschweißkasten anfang, mich dem Sieden und Verschmelzen nahe zu fühlen, erkannte ich, daß mein ganzes bisheriges Leben eine elende Lüge war, und daß diese Lüge ihre Wurzel hatte in dem unheilvollen System deiner Bemutterung und Verhätschung, die ich heimlich doch unaufhörlich betrügen mußte, und da, ja, siehst du, da unter den aus allen Poren brechenden Schweißtropfen, die mir meine an sich so gut gemeinte Lüge auspreßte, gelobte ich mir, von heute ab der Wahrheit die Ehre zu geben.“

„Bitte, sagte fort“, sagte sie eilig kalt.

„Bitte, sagte fort, liebe Schwester und auch Sie, sehr verehrter Herr Doktor, daß ich mir gestattet habe, das mehrfach erwähnte Fräulein Weber, meine Mutterzeitnerin, mit besonderer Wärme ins Herz geschlossen zu haben, und daß ich, wenn die junge Dame damit einverstanden ist, gesonnen bin, mit ihr vor den Traualtar zu treten.“

„Ich glaube, du bist komplett verrückt geworden“, postierte jetzt das alte Fräulein, das seine schlimmsten Befürchtungen eingetroffen sah. „Du bei deiner Konstitution heiraten?“

„Was willst du von meiner Konstitution? Die läßt gar nichts zu wünschen übrig.“ hielt der plötzlich Selbständig gewordene ihr entgegen. „Freilich, wenn ich alle Vorsichtsmaßnahmen beobachtet hätte, die du im Grunde mit diesem wohlmeinenden Jünger Restulaps mir einprägst, dann möchte ich wohl ein gutes Exemplar von einem Manne geworden sein — ein Bierpüppchen, von jedem Windhauch krank gemacht, nur eben reif dazu, in Wats: eingewickelt und ins Glaszinn gesteckt zu werden. Zum Glück aber wohnte mir noch so viel gesundes Blut und gesunder Sinn inne, um mich gegen dies übermäßig naturwidriger Bemutterung zu empören und dir gerade nur solange zu gehorchen, als ich mich im Bereiche deiner Argusaugen befand, was eben auch eine elende Lüge war, die du dir gefälligst auf dein Konto schreiben magst! So hat mich denn die gütige Mutter Natur schließ-

lich zu einem verhältnismäßig noch ganz kräftigen und gesunden Exemplar der Spezies Mensch werden zu lassen, das es nun endlich einmal mit einem fähigen Gewaltsakt erzwingen wird, auch die höchste Staffel der menschlichen Entwicklung zu erklimmen und in den Stand der heiligen Ehe zu treten!“

„Aber bester Herr Doktor, was sagen Sie nun bloß zu jener heillosen Selbstverblendung?“ knurrte das Fräulein, sich nach einem Verbündeten umsehend.

Glücklichweise war der Doktor nun aber mit einem lebhaften Sinn für Humor begabt. Er lachte gemütlich vor sich hin und meinte achselzuckend:

„Ja, na, was soll ich dazu sagen? Es scheint mir, daß wir mit unserer Erziehungsmethode reingefallen sind! In dessen, da die Konstitution dieses jungen Menschen immerhin kräftig und widerstandsfähig genug gewesen ist, gegen unsere wohlgemeinten Vorbrüggungsmaßregeln zu rebellieren, und da ihm obenein das Experiment gut bekommen ist, so kann ich nur sagen: Mög's ihm weiterhin gut bekommen! Und mit welchem Recht wir ihn von einer Heirat zurückhalten sollen, sehe ich nicht ein.“

„Bravo, Doktor!“ rief Höfner fröhlich. „Sie sind mein ältester und bester Freund und der vernünftigste Vertreter Ihrer unentbehrlichen Wissenschaft, und Sie sollen der erste sein, den ich zu meiner Hochzeit einlade. Nun stehen Sie mir bloß fernerhin bei, diese vielebelebte Jungfrau mit meinem Vorhaben auszuführen! Dann wird noch alles gut!“

Der Doktor tat, was er konnte, um diesen Wunsch seines „rebellischen Püppchens“, wie er den Jüngling nannte, zu erfüllen, und das mit solchem Erfolge, daß in gar nicht langer Zeit im Hause Höfner eine fröhliche Hochzeit gefeiert wurde und eine bescheidene und pflichttreue, junge Konsortin (nun nicht mehr hüftend und prüfend) ihren Einzug hielt. Schwester Ida zog nicht weit vom Wohnort ihres Bruders aufs Land und richtete ein nettes Häuschen nebst Obhgarten und Küchenerhof ein, das vor allem die Bestimmung hatte, das junge Geschlecht der Höfners, das jener glücklichen Verbindung entsprossen sollte, am Uien der Natur erstarren zu lassen, sei es auch nur in den Ferien, damit die „schwächliche Konstitution“ ihres Vaters sich nicht als trauriges Erbe teil früher oder später bei ihnen geltend mache.

In dieser schönen Aufgabe fand sie einen befriedigenden Lebenszweck und fand bis an ihr Ende mit Bruder und Schwägerin, mit Reffen und Nichten im besten Einvernehmen. Und so wurde durch den mannhaften Entschluß des beinahe um sein Lebensglück betrogenen Helben dieser wahrhaftigen Geschichte in diesem Falle der klassische Fluch „O weh der Lüge“ zu allseitigem Segen umgewandelt.

für's Haus

Reisepfeiler.

Für sechs Personen rechnet man zwei Pfund Rindfleisch. Dies wird in Scheiben geschnitten, geklopft und mit Pfeffer, Salz und geriebenen Zwiebeln bestrichen. Dann schält man so viel Kartoffeln, als nötig, kocht sie in Wasser, bis sie weich sind, und legt sie auf den Boden eines ziemlich großen Topfes. Darauf kommt eine Lage Fleisch, eine Lage Kartoffeln und so fort, bis der Topf ungefähr drei Viertel voll ist. Dann gießt man soviel Wasser darauf, daß es handbreit darüber steht, tut das fehlende Salz sowie zwei bis drei Zwiebeln daran, und läßt dies kochen bis drei Stunden langsam kochen. Man kann auch halb Rind, halb Hammelfleisch dazu verwenden.

Reisbrot.

Man nehme 210 Gramm Zucker, rühre ihn mit drei ganzen Eiern und drei Eigelb schaumig, tue 210 Gramm feines Mehl darunter, für 10 Pfg. Pomeranzenschale, und Zitronat, etwas Weinbeeren und Sultaninen, zuletzt den Schnee von den drei Eiern hinein und in einer mit Butter und Brösel ausgestrichenen Form, aber nur längliche, gebaden. In Scheiben geschnitten und gebackt, hält es 3-4 Wochen.

Feierstunden

Blätter für Unterhaltung und Belehrung.

Nach langen Kämpfen

Den Erinnerungen eines Detektivs nachgezählt von G. R. K. Wood.

„Ja, ich glaube ja. Ich bin der Meinung, daß Ihre Frau Schwester nicht auf diese Weise zu täuschen war, aber dieser Rof nicht sich sein Gewissen daraus, sich mit einer Frau zu verbinden, und sie dann als der unbedeutendsten Ursache wegzuwenden, wenn sie ihm bei späteren Plänen im Wege steht, und sie auf irgend eine Weise loszuwerden. Deshalb hat sich Ihre Schwester in bedenkliche Gefahr begeben, als sie dem Menschen hierher folgte. Er wird nicht anstehen, einen Schwur zu tun, um sie zu vergiften und ihre Leiche bei nächster Gelegenheit in den Hafen zu werfen. Haben Sie sie gesehen, seit sie in Boston angekommen ist?“

„Ja, und sie ist jetzt in Sicherheit.“

„Können Sie mich nicht mehr darüber sagen?“

„Warum wollen Sie mehr wissen?“

„Es liegt mir sehr daran, zu erfahren, ob sie den jetzigen Aufenthalt ihres Mannes kennt?“

„Sie war in den letzten 24 Stunden mit ihm zusammen.“

„Sie sind dessen sicher?“

„Ja.“

„Sind Sie auch jetzt noch benommen?“

„Nein. Sie hat jetzt seine Gewissenlosigkeit kennen gelernt und verbißt sich vor ihm.“

„Ah, das ist gut. Es ist also sicher, daß Rof noch in Boston ist?“

„Ja.“

„Haben Sie ihn gesehen?“

„Meines Wissens nicht. Ich habe auch nicht den geringsten Begriff, wie er aussieht, und kann ihn deshalb nicht erkennen.“

Der Fremde schrie einen Augenblick. Die beiden hatten sich aus dem Gedränge des Bahnhofes während des Gesprächs zurückgezogen und waren jetzt allein.

„Das heißt, was ich tun kann, ist, sogleich nach Boston hineinzugehen, aber es ist wahrscheinlich schwierig, meinen Mann dort zu finden“, sagte der Fremde.

„Darf ich fragen, wegen welchen Verbrechens Sie diesen Philipp Rof suchen?“

„Wegen einer Fälschung.“

„Sind Sie ein Beamter?“

„Nicht gerade. Ich bin ein Advokat, aber seit mehreren Jahren erlaubt mir meine Gesundheit nicht, diesen Beruf weiter zu betreiben. Deshalb reise ich in verschiedenen Geschäften und habe in letzter Zeit als Privatdetektiv gearbeitet. Für die Ergreifung dieses Rof ist eine Belohnung ausgesetzt, und da ich vor Jahren den Mann persönlich kennen lernte, so bin ich im Vorteil gegen meine Konkurrenten, die Detektive von Beruf.“

„Sie haben also früher einmal Philipp Rof gefasst?“

„Ja, wir waren Freunde.“

„Er war also nicht immer ein Schurke?“

„Er war nie ein ehrenwerter Mann, aber natürlich bewegte sich seine Laufbahn in absteigender Richtung.“

„Ist er ein ausschweifender Mensch?“

„Sonderbarerweise war er immer streng maßig. Er enthielt sich aller geistigen Getränke.“

„Sie haben eine äußere Erscheinung nicht beschreiben.“

„Das werde ich jetzt auch nicht tun.“

„Warum nicht?“

„Weil ein anderer Detektiv, der jetzt in Boston ist und es nicht in meinem Interesse liegt, diesem oder sonst jemand Angaben zu liefern, die ihnen förderlich sein könnten.“

„Handelt es sich um ein großes Verbrechen bei Rof?“

„Er hat Chels und andere Papiere im Werte von 10000 Dollars gefälscht.“

„Ich würde Ihnen gern behilflich sein, ihn zu finden, denn er hat das Glück meiner schönen Schwester vernichtet. Ich zweifle nicht daran, daß Sie in Ihren Nachforschungen Erfolg haben werden.“

„Dessen bin ich durchaus nicht sicher. Er reißt unter verschiedenen Namen und es bedarf bedeutender Schläue, ihn zu überlisten.“

„Wie haben Sie das erfahren?“

„Ich mußte, daß Rof ein Fräulein Clarissa Howard geheiratet hat. Durch Nachfragen erfuhr ich auch, daß sie einen Bruder und eine Schwester hat. Zufällig traf ich den jungen Mann, der mir Sie zeigte, als Sie aus dem Zuge stiegen.“

„Sie haben mir noch nicht Ihren Namen genannt. Wenn ich irgend etwas von Wichtigkeit erfahren sollte, so könnte ich es Ihnen mitteilen.“

„Richtig, richtig! Schreiben Sie mir nach East-Boston, Chelsea-Street. Mein Name ist Hale.“

Nach einigen kurzen Bemerkungen lehnte Hale zum Bahnhof zurück, wo er eben noch einen Zug nach Boston erreichte.

Howard ging nach dem Hause von Frau Manchester, seiner Schwester. Er erzählte ihr Clarissas Erlebnisse und ihre Rettung aus drohender Gefahr durch Forster. Dann berichtete er sein eigenes Mißgeschick durch die geheimnisvolle Flucht von Gertrud Brandon.

Der Tag ging vorüber, als die Dämmerung einbrach kam ein Mann. Der Diener brachte Howard eine Karte. „Ein Herr wünscht Sie zu sprechen“, sagte der Diener.

Als der junge Mann einen Blick auf die Karte warf, sprang er in heftiger Erregung auf.

„Es ist Brandon, Gertruds Vater. Endlich muß das Geheimnis sich aufklären. Ich muß ihn allein sprechen, Selene“ rief er.

„Dann werde ich Euch verlassen. Der Himmel gebe, daß sich alles zum Guten wende,“ sagte Frau Manchester, welche ihrem Bruder sehr zugetan war.

Sie verließ das Zimmer und im nächsten Augenblick trat Brandon ein.

Er grüßte Howard mit ernster Höflichkeit, aber Howard sah, wie er eine starke Aufregung zu beherrschen suchte. Er sah auch, daß der Übermann schwere Stunden durchgemacht hatte, seit er ihn zum letzten Mal gesehen.

Sie verließ das Zimmer und im nächsten Augenblick trat Brandon ein. Er grüßte Howard mit ernster Höflichkeit, aber Howard sah, wie er eine starke Aufregung zu beherrschen suchte. Er sah auch, daß der Übermann schwere Stunden durchgemacht hatte, seit er ihn zum letzten Mal gesehen.

„Herr Howard, ich komme, um Ihnen ein Gefändnis zu machen, und eine Gefälligkeit zu erbitten. Sie werden in hohem Grade erstaunt, vielleicht sogar entrüstet sein, wenn Sie hören, was ich Ihnen zu sagen habe. Nur die Notwendigkeit, für meine Tochter zu sorgen, sowie dies möglich ist, konnte mich veranlassen, zu sprechen.“

Brandon sagte dies in heiserer, unnatürlicher Ton. Während der kurzen Schweigens, das auf diese Bemerkung folgte, wachte er seine heiße Stirn. Er schien das Opfer eines dauernden Schmerzes zu sein, der selbst auf jugendlichen Gesichtern Faltten hervorruft.

„Zahlen Sie fort, Herr Brandon. Sie können sich nicht vorstellen, in welcher Angst ich während dieser wenigen Tage gelebt habe, wo alle Erwartungen und Hoffnungen plötzlich von einer dunklen Wolke umhüllt wurden, welche schwarz und undurchdringlich ist, daß mir kein Hoffnungsschimmer geblieben ist.“

Howard sagte dies ruhig, obwohl er seine Erwartung kaum zugehen konnte.

„Sie lieben also meine Tochter in hohem Grade?“

„Geben ich Ihnen jemals Grund gegeben, daran zu zweifeln?“

„Nein, aber ich bin genötigt, Ihre Hingebung auf eine schwere Probe zu stellen.“

„Sie ist bereits auf die Probe gestellt worden.“

„Ja, und ich fürchte, sie ist erschüttert worden.“

„Nein, nein, ich versichere Sie, daß ich niemals einen Augenblick geschwankt habe in meinem Vertrauen auf Gertrud. Ich habe nur gelitten, weil sie kein Vertrauen zu mir zu haben schien.“

„Sie machen ihr also zum Vorwurf, daß sie Ihnen dies Geheimnis nicht aufgekelt hat?“

„Ich konnte doch nicht anders, als glauben, daß sie mir nicht mehr vertraue.“

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, aber auch Gertrud trifft keine Schuld. Es war mein Geheimnis, nicht das Ihre, und sie wagte nicht, es ohne meine Einwilligung zu enthüllen. Aber es kann nicht mehr lange bewahrt werden. In einer Woche wird mein Name mit Schimpf durch die Zeitungen gezogen werden. Es ist ein schreckliches Geständnis, daß ich Ihnen zu machen habe, Howard, sind Sie bereit es anzuhören?“

XXV.

Gertrud weckte in der Pension der Frau Harrendon nur wenige Augenblicke, nachdem sie erfahren hatte, daß Howard abgereist sei. Niedergeschlagen ging sie zurück nach der Mazenstraße, aber noch ehe sie den halben Weg zurück gelegt hatte, begegnete sie plötzlich Foster.

„Sie suchte Sie, Fräulein Brandon?“ rief er.

„Haben Sie bei Frau O'Brien nach mir gefragt?“

„Ja, Sie mußte nicht, wohin Sie gegangen waren.“

Es ist meiner Zufall, daß ich Ihnen begegne. Die junge Dame, die neulich nach Ihrem Leben trachtete, wünscht Sie zu sprechen. Sie ist in einer Pension hier in der Nähe, und da Sie Ihnen ohne Zweifel wichtiges mitzuteilen hat, so wäre es am besten, wenn Sie mich dahin begleiten würden. Fürchten Sie nichts, diese Unterredung kann nur gutes bringen.“

Gertruds Neugierde war plötzlich lebhaft erregt, und da sie jetzt vollkommenes Vertrauen zu der Ehrenhaftigkeit des Detektivs hatte, begleitete Gertrud den letzteren sogleich nach dem angegebenen Ort.

Gertrud wurde von Foster in ein kleines, hübsch eingerichtetes Wohnzimmer geführt. Clarissa erschien und begrüßte Gertrud in ihrer lebhaften Weise.

„Ich freue mich, daß Sie so schnell kommen, Fräulein Brandon, denn ich wünsche sehr, Sie zu sprechen.“ rief sie, Gertrud bewillkommend, und sich zu dem Detektiv wendend, fügte sie hinzu: „Ich wünsche, daß Sie auch hierbleiben, Sie haben sich als den besten Freund erwiesen, den ich habe.“

Foster lächelte und setzte sich. Nach einem kurzen, etwas verlegenen Schweigen sagte Clarissa in niedergeschlagenem Tone:

„Ich habe mein Leben lang sehr unbedacht und töricht gehandelt, und nur der wachsamten Vorsehung habe ich es zu verdanken, daß ich nicht einem traurigen Schicksal verfiel. Meine erste große Torheit war, allein nach New-York entflohen. Ich habe Gefahren durchgemacht, von welchen ich nie eine Ahnung hatte. Bald darauf begegnete ich meinem bösen Genius. Es war ein Mann, doppelt so alt als ich, Namens Philipp Ross. Das einzige, was ich zu seinen Gunsten sagen kann, ist, daß er mir nichts anderes, als ehrliche Ratschläge anbot. Warum ich ihn liebte, ist mehr, als ich erklären kann. Er besaß eine zauberhafte Macht über mich, der ich in seiner Gegenwart nicht widerstehen konnte. Er verließ mich eine Woche nach unserer Heirat, und ich verfolgte seine Spur hierher. Wieder folgte ich ihm von Ort zu Ort, und es gelang mir, beständig seine Spur zu verfolgen. Bald aber entsand in mir der Verdacht, der mir fast wahnsinnig machte. Ich hatte Ursache, zu glauben, daß er dieses Fräulein Brandon heiraten wollte, und ich hörte, wie diese Vermutung von verschiedenen Personen wiederholt wurde.“

„Wer hat eine so unsinnige, grundlose Bemerkung aufgestellt?“ fragte Gertrud.

„Clotilde Grey, eine junge Dame, welche mir Freundschaften erwies, als ich zum ersten Male in diese Stadt gekommen war, und sie war nicht die erste, die es sagte. Später sagten mir andere daselbe, und das Gerücht wurde bestätigt durch das, was sie selbst sahen.“

Foster, welcher bisher geschwiegen hatte, beugte seine schlankte Figur vor, wie es seine Gewohnheit war, wenn ihm etwas lebhaft interessierte, was gesprochen wurde.

„Fräulein Brandon, wollen Sie mir erlauben, an diese junge Dame einzufragen zu richten, deren Beantwortung Sie eben gut anhören können, als ich?“ fragte er.

Gertrud stimmte zu und wartete gespannt auf die Enthüllungen, welche, wie sie fühlte, unmittelbar bevorstünden.

Zu Clarissa gewandt, sagte Foster:

„Zuerst will ich Ihnen einen Punkt erklären, über den Fräulein Brandon in Unwissenheit erhalten wurde. Ihr Bräutigam, Herr Howard, und Sie selbst, sind Bruder und Schwester. Er hat seiner Braut Ihre Torheiten wie wir es nennen wollen, verschwiegen, nur um ihr den Verdruß darüber zu ersparen. In nächster Zukunft also werden Sie beide, deren Glück so seltsam verkettert ist, wirkliche Schwestern werden.“

Gertrud war äußerst überrascht über diese Mitteilungen Fosters. Sie wußte, daß Howard eine jüngere Schwester besaß, glaubte aber, sie sei viel früher in einer Schuhfabrik in Lynn beschäftigt.

Fortsetzung folgt.

Die Lüge.

Humoreste von Clara Dührerhoff.

(Schluß.)

Vor der Tür standen sie noch einen Augenblick still und lauschten in das Krankenzimmer hinein. Da hörten sie drin ein lautes, lustiges Aufschlagen und ein leises Selbstgespräch. Besorgt blickten sie einander an.

„Ein recht ernster Fall,“ meinte der Arzt, bedenklich den Kopf schüttelnd. „Ist Sie mit den Gefallen und schiden Sie nach mir, sobald Sie irgend ein verdächtiges Symptom merken. Wir wollen schauen, als finge er schon an zu phantazieren.“

Die nur allzu ängstliche Schwester des vermeintlichen Patienten gab das geordnete Versprechen von Herzen gern und so empfahl sich der Arzt.

Der da drinnen in Bett. n Begabene hatte das Zuschlagen der Korridorür gehört und lauschte nun bloß noch auf das Einklinken der Wohnstübentür. Dann aber schloß er mit einem energiegelassenen Ausdruck in die Höhe, schleuderte die ihn einschüchternden Gedanken weit von sich und sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, das mit seiner Treibhausstube ihm bereits den hellen Schweiß aus den Poren zu treiben begann. Vorsicht! schrie er sich an die Tür und verriegelte sie geräuschlos, dann schlüpfte er mit erschauerlicher Behendigkeit wieder in seine Kleider. Ein glückliches, resolutes Lächeln umspielte dabei seine Lippen: offenbar hatte er sich zu einem großen Entschlusse hindurchgerungen.

Er fuhr sich mit der Hand über Stirn und Hals.

„Wahrhaftig,“ sagte er seiner Gewohnheit nach im halblauten Selbstgespräch, „die heiße Milch und die vermalebten Wärmeströme haben schon angefangen, ihre Schuldigkeit zu tun. Da perlt bereits ganz lustig Tropfen an Tropfen. Das wäre ja eine reizende Versicherung geworden! Kuriert man mich wolens wolens von der Erkältung, die sich meine gute kleine Weiber zugezogen hat! Das kommt aber von dem feigen Komödientenspiel. Warum sage ich nicht wie ein Mann: „Das Fräulein hier ist krank, bitte, nehmen Sie es in die Kur.“ Statt dessen webe ich mich aus lauter Angst vor der Tyranin aus Liebe, der alten dummen Ida, in ein Lügengespinnst ein, das mich zum regelrechten Popanz macht und auf dem besten Wege war, mir die lauersten Schweißtropfen auszusprengen. Wie sagt doch der kluge Menschenkenner Goethe?

„O weh der Lüge! Sie befreit nicht die jedes andre wahrgesprochene Wort.“

Die Brust: sie macht uns nicht getrost, sie ängstet den, der sie heimlich schmiedet und sie kehrt, den losgebrühten Pfeil, von einem Gotte Gewendet und verlagert, ich zurück.“

Und trifft den Schützen.

Na, ich hab's erfahren, der Mann hat recht! In meinem Leben will ich mich nicht wieder mit der verdammten Lüge einlassen, zu der ich nun einmal kein Geschick habe. Und jetzt soll auch ein für allemal mit jeder anderen Lüge und Feigheit ein Ende gemacht werden!“

Trauen an der Tür stand nun aber Schwester Ida und lauschte in ihrer Herzensangst mit angelegtem Ohr, ob denn nun auch ihre geliebte Kranker unter der doppelten Einwirkung der mollenen Betten und der heißen süßen Milch schlief und schlafte. Sie hörte drin sein halblautes Sprechen.

„O du grundgütiger Himmel,“ sagte sie sich mit ängstlichem Herzschloffen, „er phantaziert ja wirklich! Nur schnell zum Doktor!“

Damit trat sie in die Küche und befahl dem Mädchen, sogleich den Arzt herbeizuschicken, der ganz in der Nachbarschaft wohnte.

Während der Wartezeit stand sie wieder Posen an der Tür ihres „Patienten“, denn hineingehen getraute sie sich nicht aus Furcht, ihm vielleicht beim Einschlafen zu stören.

Ern war jetzt alles still. Höfner stand vorn Spiegel, kammte sich Haar und Bart und knüpfte seine Kravatte zu einem eleganten Knoten. Er beschaute mit zufriedenen Lächeln sein Spiegelbild; denn das durfte er sich ohne Schmeichelei sagen, daß er erstens ausseh wie ein rechtes Bild von Gesundheit und daß er zweitens, wenn auch schon ein angegebender Biergier, doch noch ein ganz ansehnlicher Mann sei, an dem schließlich auch ein bedeutend jüngerer Mädchen vielleicht noch Wohlgefallen finden dürfte.

Da klingelte es draußen vorsichtig, gedämpfte Stimmen wurden vernommen, dann sagte sich eine Hand behutsam auf die

Stärke seiner Tür und versuchte, sie aufzumachen. Leider war das Bemühen vergeblich. Die Tür war noch verriegelt.

Höfner lachte belustigt vor sich hin, als jetzt der Versuch mit größerem Nachdruck wiederholt wurde. Er konnte sich deutlich die Klotzlosigkeit, die verständnislosen Klänge der draußen harrenden Vorkämpfer, die sich doch von ihm, dem hilflos in Betten Verpachten, kein tätiges Eingreifen versehen konnten. Mit ein paar leisen Schritten trat er heran und öffnete die Tür.

Entsetzt prallten die Draußenstehenden zurück.

„Günther, du aus dem Bette!“

„Na nu, was sind denn das für Streiche?“ so kam es gleichzeitig über die schredensbleichen Lippen der Schwester und des Doktors, als sie den vermeintlich Schwerttanzen angeliebet und mit Sorgfalt gekämmt und gebürstet vor sich sehen sahen, und zwar mit dem Lächeln der Gesundheit und des Glückes um die frisch roten Lippen und in den glänzenden braunen Augen.

„Ja, ich bin! Guck, Menschenkinder, was wollt Ihr denn von mir? Warum soll ich denn durchaus schreien? Ich bin ja garnicht krank und weiß nichts von Husten, Schnupfen und Influenza — das war ja Fräulein Weber!“

„Fräulein Weber? Wer ist das?“ fragte Schwester Ida scharf.

„Fräulein Weber? Du weißt nicht, wer Fräulein Weber ist? Aber das ist ja die außerordentlich geschickte Musterzeichnerin, die ich im Geschäft habe,“ erklärte der Fabrikherr mit möglichst harmloser Miene. „Eine junge Meierin von erstaunlicher Erfindungsgabe — geradezu meine rechte Hand.“

„Aun, und was ist mit der?“ unterbrach Ida Höfner den Hebelstrom ihres Bruders ziemlich unsanft und ungebühlich. Einer der Romane, die ihre fruchtbare Phantasie um ihr Sorgenkind zu weben liebte und durch die dies Sorgenkind selber zur Verzweiflung gebracht wurde, war sie und fertig ausgebadet.

„Die ist, die sich so schlimm erkältet hat, daß ich ärztliche Hilfe für sie in Anspruch nahm.“

„Aber ich verstehe nicht,“ unterbrachen ihn beide Zuhörer wie aus einem Munde.

„Ja, das ist nun eben das ehrsüchtige Gebilde, „O weh der Lüge,“ antwortete Günther in munterster Stimmung.

„Denn jetzt Ihr beiden liebevollen, ehrlichen Seelen, ich habe einen Schritt vom Wege getan und habe mich mit der Lüge eingelassen, für die ich glücklicher oder unglücklicherweise gar kein Talent habe.“

„Aber so sprich doch endlich einmal deutlich, daß man verstehen kann, wo du hinauswollst,“ drängte die Schwester durchaus nicht liebenswürdig.

„Na ja, ich steure ja schon darauf los. Wenn ich bloß dabei etwas zu heißen und zu brechen kriegt, Kinder,“ meinte Günther und hielt sich mit kläglichem Geberde den Magen.

„Ich komme nachgerade vor Hunger um, und Ihr seht doch nun wohl, daß ich so gesund bin wie ein Fisch im Wasser und ganz und garnicht auf Krankenbid geteigt zu werden brauche.“

„Garnichts sehen wir bis jetzt,“ erklärte aber Fräulein Ida unwirsch. „Wenn du hebräisch sprächest, könnte uns dein Gewäsch nicht unverständlich sein.“

„Das mag wohl von der Seele der Magentänze kommen,“ hub Günther an.

Der Doktor aber unterbrach ihn und ergriff Partei für den Ausgehungen. Der Erkenntnis konnte er sich doch nicht verschließen, daß er es tatsächlich hier mit keinem Patienten zu tun hatte.

„Geben Sie ihm nur schon zu essen, Fräulein Höfner,“ bat er gutmütig. „Er kann uns ja beim Speisen sein Herz ausschütten.“

Nun rief das Fräulein unter heftigem Kopfschütteln auf den Korridor hinaus, das Essen solle so schnell wie möglich aufgetragen werden — „für den Herrn mit!“

Damit begaben sich die drei ins Speisezimmer, wo Höfner bald mit Verfeinertheit in die ihm vorgelegten Gerichte einhieb.

„Aun sang endlich an mit dem Bericht,“ trieb Ida, nachdem sie dem wortlos Rausenden eine Weile schweigend zugehört hatte. Ihr selber war vor der schwallen Erwartung dessen, was da kommen würde, gründlich der Appetit vergangen.

In gutgeputzter Berlegenheit setzte Günther ein: „Die Sache ist nämlich die, liebe Schwester, daß ich vor dir eine ganz grausame Angst habe.“